

Zeitschrift: SuchtMagazin
Herausgeber: Infodrog
Band: 31 (2005)
Heft: 5

Artikel: Prävention und Peer-Groups
Autor: Hafen, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-800419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Prävention und Peer-Groups

Im Laufe ihrer Entwicklung orientieren sich Kinder und Jugendliche immer weniger an ihren Eltern und andern erwachsenen Bezugspersonen und immer mehr an Gleichaltrigen. Für die Prävention ergibt sich daraus eine doppelte Perspektive: Zum einen spielen die Peers in Hinblick auf die Aufnahme von unerwünschten Verhaltensweisen eine wichtige Rolle, zum andern kann die Peer-Group selbst für präventive Interventionsversuche genutzt werden.

MARTIN HAFEN*

Die Bedeutung von Gleichaltrigen in Hinblick auf die Aufnahme von unerwünschten Verhaltensweisen wird zu mindest in der US-amerikanischen Prävention seit längerer Zeit diskutiert und bildet einen wichtigen Aspekt in

Theorien sozialen Lernens wie jenen von Akers (1977), Bandura (1977), Elliot et al. (1985) oder Hawkins/Weis (1985). Gerade in der Suchtprävention wird Gleichaltrigen ein erheblicher Einfluss auf das Erleben und Handeln von Jugendlichen in Zusammenhang mit Suchtmittelkonsum zugeschrieben. So nennen etwa Petraitis et al. (1995) ihrer Überblicksarbeit wissenschaftlich belegte Faktoren mit einem mehr oder weniger grossen Einfluss auf das Suchtverhalten von Jugendlichen:

- tiefe Ablehnungsfähigkeit (refusal skill) und tiefe Ablehnungs-Selbstwirksamkeit (refusal-self efficacy)¹
- Geselligkeit (sociability)²
- erwartete positive Einstellungen von andern³
- Übernahme von Substanzen spezifischen Einstellungen und Verhaltensweisen von Rollenmodellen (von Peer-Leadern und andern Rollenvorbildern)
- unkonventionelle Werte bei Peers
- starke Bindung zu Peers
- grösserer Einfluss von Peers als von Eltern
- starkes Bedürfnis, Peers zu gefallen

In den letzten Jahren sind in den USA und in Europa zahlreiche Präventionsprogramme entwickelt worden, welche anstreben, einzelne dieser Risikofaktoren zu entschärfen resp. die entsprechenden Schutzfaktoren zu fördern.⁴

In der grossen Mehrzahl handelt es sich dabei um Programme der Verhaltensprävention, also um Programme, welche bei den einzelnen Jugendlichen ansetzen und versuchen, diese zu befähigen, mit den Einflüssen aus ihrer sozialen Umwelt (zu der auch die Peer-Groups gehören) ohne Unterstützung von Suchtmitteln umzugehen. Selbst die Programme, welche mit Peer-Leadern arbeiten, sind in der Regel verhaltenspräventiv ausgerichtet. Sie basieren auf der (durchaus berechtigten) Annahme, dass die Präventionsbotschaften bei den

Zielpersonen eher zu Einstellungs- und Verhaltensänderungen führen, wenn sie durch Peer-Leader anstatt durch Präventionsfachleute mitgeteilt werden. Programme, die (als Verhältnisprävention) bei den Strukturen der Peer-Group selbst ansetzen, sind bei weitem in der Minderzahl. Das mag damit zusammenhängen, dass Peer-Groups soziale Systeme darstellen, die weit weniger einfach fassbar sind als etwa Organisationen, welche klar adressierbar sind und formal definierte Mitgliedschaftsregeln haben⁵. Dazu kommt, dass die präventionstheoretische Erfassung von Peer-Groups nicht sehr weit fortgeschritten ist.

Die folgenden Ausführungen haben zum Ziel, einen – angesichts der beschränkten Zeichenzahl kleinen – Schritt zur Behebung dieses Defizits zu leisten. Hierfür werden (mit Bezug zur soziologischen Systemtheorie) zuerst einige formale Merkmale von Jugendgruppen eingeführt; dann wird eine mögliche Funktion von Suchtmittelkonsum im Zusammenhang mit der Gruppenidentität diskutiert, und schliesslich werden einige Folgerungen für die Präventionsarbeit mit Peer-Groups gezogen.

Die Bedeutung der Gruppenidentität ...

Da Gruppen anders als Organisationen über keine formalisierten und schriftlich festgehaltenen Strukturen verfügen, unterscheiden sie sich in erster Linie durch ihre Gruppenidentität von den Systemen in ihrer Umwelt.⁶ Die Identität kann dabei als Selbstbeschreibung verstanden werden, die im System explizit und implizit immer von neuem thematisiert wird und der Gruppe ermöglicht, ihre Kommunikation und ihre Weltsicht nach eigener Massgabe zu entwickeln. Diese Identität kann durch einen Namen gefestigt

* Dr. phil. Martin Hafen, Sozialarbeiter und Soziologe, Dozent an der Hochschule für Soziale Arbeit in Luzern, Fachbereich Prävention. Autor des Buches «Systemische Prävention. Grundlagen für eine Theorie präventiver Massnahmen», Verlag für Systemische Forschung des Carl Auer-Verlags, Heidelberg, 2005. Kontakt: Werftstr. 1, 6002 Luzern, Tel. 041 367 48 81, E-mail: mhafen@hsa.fhz.ch, Web: www.fen.ch.

werden, muss aber nicht. Oft sind es andere Aspekte wie die Bekleidung oder Frisuren der Gruppenmitglieder, Tätigkeiten (z. B. Skateboardfahren) oder Einstellungen wie Rechtsextremismus, welche die Gruppenidentität prägen und so den Zusammenhalt (das Fortbestehen) der Gruppe begünstigen. Bei ihrer Identitätsbildung greifen die Gruppen oft auch auf kollektive Identitäten zurück – auf Schemata zur Bildung von Gruppenidentitäten, die auch in andern Gruppen genutzt werden. Die Identität als «Skaters», «Poppers» oder dergleichen bleibt demnach nicht auf eine Gruppe beschränkt, sondern führt zu einer übergeordneten Identitätsbildung, welche die individuelle Gruppenidentität mehr oder weniger stark mitprägt.

... für die Bindung der Gruppenmitglieder ...

Die Bindung zwischen den Gruppenmitgliedern lässt sich danach unterscheiden, ob die Gruppen in eher auf den persönlichen Beziehungen zwischen den Gruppenmitgliedern bestehen (Common-Bond-Gruppen) oder ob die generalisierte Gruppenidentität im Vordergrund steht (Common-Identity-Gruppe)⁷. Trotz des Fehlens formaler Strukturen können sich in Gruppen Differenzen zwischen Zentrum und Peripherie sowie Hierarchisierungen herausbilden. Differenzen ergeben sich auch auf der Ebene der Mitgliedschaft. So haben Gruppen im Gegensatz zu Interaktionssystemen (die sich eindeutig über Anwesenheit konstituieren) und Organisationen (mit ihren formalen Mitgliedschaften) verschwommene Systemgrenzen. Das führt dazu, dass die Gruppe über ein Reservoir an potenziell aktiven Mitgliedern verfügen, die als stille Reserve oder einfach nur als weniger engagierte Mitglieder betrachtet werden. Da die Common-Identity-Gruppen neue Mitglieder nicht durch Arbeitsverträge an sich binden können, erfolgt die Inklusion graduell und unter verstärkter Orientierung an der Systemidentität.

... und das Systemgedächtnis

Trotz des Fehlens schriftlich fixierter Erinnerungsleistungen verfügen auch

Gruppen über ein Systemgedächtnis, welches mit der Gruppenidentität aufgebaut wird und das (wenige) Erinnerungswerte vom (massenhaft anfallenden) Nicht-Erinnerungswerten trennt. Die Fixierung des Gedächtnisses an die Gruppenidentität erschwert es der Gruppe, sich auf sich verändernde Umweltbedingungen einzustellen, denn Veränderungen sind ja (anders als in Organisationen) nicht über Entscheidungen, sondern nur über die Veränderung der Gruppen-Identität möglich. Diese ist nur langsam erreichbar, was bei drastischen Veränderungen in der Umwelt dazu führt, dass die Gruppenidentität nicht mehr den Erwartungen der psychischen Systeme in der Umwelt entspricht. Das wiederum kann zu Austritten oder zu Versuchen der Gruppe führen, die verlorene Bindung über Konflikte mit einer Outgroup⁸ wiederherzustellen.

Suchtmittelkonsum als Aspekt der Gruppenidentität

Die an diese gruppentheoretischen Ausführungen anschliessende These wäre nun, dass Suchtmittelkonsum (z. B. Rauchen oder Rauschtrinken) oder andere unerwünschte Verhaltensweisen wie Jugendgewalt oder Vandalismus besonders schwierig zu beseitigen oder zu verhindern sind, wenn sie zum einem Aspekt der Gruppenidentität werden, wenn sich also Peer-Groups zumindest teilweise über diese Phänomene definieren. Die Entwicklung des Rauchens und des Rauschtrinkens bei Jugendlichen in den letzten Jahren⁹ gibt Anlass zur Vermutung, dass der Einfluss der Verhaltensprävention auf diese Phänomene vor allem dann gering ist, wenn diese – Analog zur Kleidermode – zu einem wichtigen Aspekt kollektiver Identitäten von Peer-Groups werden, an denen sich viele Gruppen orientieren¹⁰. Wenn man davon ausgeht, dass die Gruppenidentität die Inklusionsbedingungen (mit-)reguliert, dann sind die Auswirkungen für die einzelnen Jugendlichen von einiger Bedeutung. Zu Rauchen oder sich an den samstäglischen Trinkgelagen (binge-drinking) zu beteiligen, wird dann für das Individuum zu einem Aspekt der sozialen Zugehörigkeit und damit zu einer Frage von zentraler Bedeutung. Pointiert for-

muliert: Wenn man «Gesundheit» als Wohlbefinden definiert, welches nicht nur von körperlichen, sondern auch von psychischen und sozialen Aspekten bestimmt wird, dann beeinflusst die Zugehörigkeit zu einer Peer-Group nach Wahl die Gesundheit mindestens ebenso stark wie alle körperlichen Aspekte. Indem sie mitrauchen oder mittrinken betreiben die Jugendlichen aus dieser Perspektive immer auch aktive Gesundheitsförderung – umso mehr als die drohende Exklusion aus der Peer-Group ein sehr viel gegenwärtigerer Faktor der Gesundheitsgefährdung ist als ein möglicher Lungenkrebs oder Leberprobleme in einigen Jahrzehnten.

Mehr verhältnispräventive Bemühungen

Wenn Phänomene wie Rauchen oder Rauschtrinken die Inklusionschancen in Peer-Groups erhöhen, das Akzeptiert-Sein einen Gesundheitsfaktor darstellt und eine Funktion der Gruppenidentität in der Abgrenzung von erwachsenen Bezugspersonen liegt, dann macht es wenig Sinn, auf die Gefahren hinzuweisen, die mit den zur Diskussion stehenden Tätigkeiten verbunden sind. Ein methodischer Ansatz der Verhaltensprävention kann sein, nicht auf zukünftige Vor- und Nachteile (Gesundheit/Krankheit) hinzuweisen, sondern auf Aspekte, welche die Gegenwart betreffen wie guten/schlechten Atem, weisse/braune Zähne etc. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, die Erwartungen (resp. Erwartungserwartungen) der Jugendlichen in Hinblick auf den Zusammenhang von Suchtmittelkonsum und Akzeptanz zu hinterfragen. Oft ist es doch so, dass die Bedeutung der zur Diskussion stehenden Verhaltensweisen für die Festigung der Gruppenidentität (und damit für die Inklusionschancen) von den Individuen höher eingeschätzt wird, als sie in Wirklichkeit ist.

Viel versprechender erscheint es mithin, die präventiven Massnahmen nicht nur (im Sinne der Verhaltensprävention) an die einzelnen Jugendlichen zu richten, sondern (im Sinne der Verhältnisprävention) zu versuchen, die Strukturen der Jugendgruppen als soziale Systeme zu verändern – z. B. dadurch, dass mit ihnen zusammen nach

funktionalen Äquivalenten für die Stärkung der Gruppenidentität gesucht wird, die für das Individuum und die soziale Umwelt weniger negative Nebenwirkungen mit sich bringen. Da Peer-Groups von Heranwachsenden ihre Identität nicht selten dadurch stärken, dass sie sich explizit von erwachsenen Bezugspersonen (Lehrkräften, Eltern etc.) abgrenzen, erweisen sich solche Beeinflussungsversuchen von aussen in der Regel als schwieriges Unterfangen. Klar ist, dass es mit gut gemeinten Appellen («Organisiert doch am Samstag ein Basketball-Turnier, anstatt euch sinnlos zu bekiffen.») nicht getan sein kann.

Die Bedeutung der Partizipation

Es ist anzunehmen, dass partizipative Ansätze den Wirkungsgrad der präventiven Interventionsversuche in Jugendgruppen erhöhen – insbesondere wenn es gelingt, die so genannten Peer-Leader für die präventiven Anliegen zu sensibilisieren und ihnen eine aktive Rolle bei der Präventionsarbeit zuzuweisen. Prävention wird hier (wie so oft) zur unterstützenden Jugendarbeit, die bestrebt ist, die Jugendlichen dabei zu begleiten, ihr Beisammensein anders zu gestalten. Wie bei jedem «Empowerment» oder bei der jeder «Hilfe zu Selbsthilfe» handelt es sich dabei um einen paradoxen Prozess, bei welchem die Differenz von aktiver Beeinflussung und eigenständiger Entwicklung durch die Jugendlichen von Seite der Präventionsfachleute (und der Jugendlichen) laufend sorgfältig reflektiert werden muss. Die Präventionsfachperson kann den Entwicklungsprozess der Peer-Group nicht einfach sich selbst überlassen (sie wäre in diesem Fall ja ohne Aufgabe), sondern ist dazu angehalten, den Beobachtungsspielraum der Jugendlichen zu erweitern und die Rahmenbedingungen für diese Beobachtungen mitzugestalten. Die Expertise der Fachperson bezieht sich in diesem Sinn weniger auf die Inhalte des Entwicklungsprozesses («Ich weiss, was für euch gut ist.») als auf seine (Mit-)Gestaltung. Das Ziel dieser Entwicklung sollte dabei sein, dass sich die Veränderungen auch auf die Gruppenidentität niederschlagen, damit sich die Chance erhöht, dass die

erreichten Veränderungen über die Zeit der aktiven (professionellen) Interventionsversuche hinaus bestand haben.

Verhältnisprävention über andere Systeme

Abschliessend ist zu vermerken, dass auch die Peer-Groups keine isolierten Systeme sind und dass ihre Mitglieder immer auch in andere Systeme inkludiert sind. Das bedeutet, dass die Prävention nicht unbedingt (oder ausschliesslich) bei der Peer-Group ansetzen muss, wenn sie negative Effekte (wie Gruppendruck) entschärfen will, die von der Gruppe ausgehen. So zeigt eine Untersuchung von Simons-Morton (2002), dass ein hohes Mass an Anteilnahme¹¹ bei der elterlichen Erziehung gegen negative Peer-Einflüsse nachhaltig schützt – unbeeinflusst vom Geschlecht, von der ethnischen Zugehörigkeit oder davon, ob die Jugendlichen in einer Zwei- oder in einer Ein-Elternfamilie aufwachsen. Wenn sich die Strukturen der Peer-Group nicht verändern lassen, können sich die Präventionsmassnahmen demnach auch (zusätzlich oder allein) an die Familien richten. Für das populäre Programm «Triple P»¹², das sich ursprünglich an Familien mit Kindern zwischen 0 und 12 Jahren richtet, wurde entsprechend auch eine Teenager-Variante entwickelt («Teen Triple P»)¹³. Wenn Jugendliche durch die Prävention ausserhalb der Schul- und Familienzeit erreicht werden sollen, bietet sich zudem an, mit Vereinen (z. B. Sportvereinen), Kirchen oder Fachleuten der offenen Jugendarbeit zusammenzuarbeiten. Die Zahl der methodischen Möglichkeiten ist auch hier gross: Neben allen Massnahmen zur Sensibilisierung, der Promovierung von funktionalen Äquivalenten (wie einer Bar mit alkoholfreien Mixgetränken beim Vereinsfest) und der Initiierung von Gemeinschaftsaktivitäten bieten diese Settings in der Regel vielfältige Kontaktmöglichkeiten mit Jugendlichen. Diese sind oft nicht so sehr an Informationen über bestimmte Substanzen als einem tiefer gehenden Gespräch über persönliche Drogen- und auch Alltagsprobleme interessiert, da diese Gesprächsmöglichkeiten in der Peer-Group, in der Familie und in der

Schule meist nicht in ausreichendem Mass vorhanden sind.

Abschliessende Bemerkungen

Diese sehr summarisch gehaltenen Ausführungen zeigen, dass für die Prävention (wie auch für die Früherkennung/Frühbehandlung) zahlreiche Ansatzpunkte für verhältnispräventive Massnahmen bestehen. Das bedeutet nicht, dass präventive Aktivitäten, die sich direkt an die Jugendlichen richten, nutzlos sind. Vielmehr braucht es ein ausgewogenes Verhältnis von verhaltens- und verhältnispräventiven Massnahmen. Trotz ihrer strukturellen Besonderheiten, welche professionelle Interventionen massiv erschweren können, bieten Peer-Groups für beide Zugangsweisen ein lohnendes Interventionsfeld, welches aber bedingt, dass die beteiligten Personen (z. B. Peer-Leader) sorgfältig auf ihre Aufgabe vorbereitet und bei deren Durchführung angemessen unterstützt werden. ■

Literatur:

- Akers, R., 1977: Deviant Behavior: A social learning approach. 2nd ed., Belmont, CA
- Atkin, C. K.; Atkin, J., 1986: Michigan Parent Group Handbook: Preventing Teenage Drinking and Other Drug Problems. East Lansing: Michigan State University
- Bandura, A., 1977: Social learning theory. Englewood Cliffs (N.J.)
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), 2004: Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2004. Teilband Rauchen. Köln
- Elliott, D. S.; Huizinga, D.; Ageton, S. S., 1985: Explaining delinquency and drug use. Beverly Hills, CA
- Fuhse, J. A., 2001: Unser «wir» – ein systemtheoretisches Modell von Gruppenidentitäten. SISS: Schriftenreihe des Instituts für Sozialwissenschaften der Universität Stuttgart No.1/2001. Stuttgart. (Verwendete Fassung: Online-Version auf <http://elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2001/780/pdf/gruppid.pdf>, Downloaddatum: 29.3.2004)
- Hafen, M., 2005: Systemische Prävention – Grundlagen für eine Theorie präventiver Massnahmen. Heidelberg
- Hawkins, J. D.; Weis, J. G., 1985: The social development model: An integrated approach to delinquency prevention. Journal of Primary Prevention, 6: 73-97
- Merton, Robert K., 1957: Contributions to the Theory of Reference Group Behavior. Glencoe

- **Petratis, J.; Flay, B. R.; Miller, T. Q., 1995:** Reviewing Theories of Adolescent Substance Use: Organizing Pieces in the Puzzle. In: Psychological Bulletin, 1995, Vol. 117, No. 1: 67-86
- **Sanders, M. R., Turner, K.M.T.; Markie-Dadds, C., 2002:** The Development and Dissemination of the Triple P-Positive Parenting Program: A Multilevel, Evidence-Based System of Parenting and Family Support. In: Prevention Science, Vol. 3, No. 3, September 2002: 173-189
- **Savolainen, Sari (Hrsg.), 1998:** The Smoke-free Class Competition. A European School-Based Anti-Smoking Campaign. An Overview of the 1997/98 Round in Seven Countries. Helsinki
- **Simons-Morton, B. G., 2002:** Prospective Analysis of Peer- and Parent Influences on Smoking Initiation Among Early Adolescents. In: Prevention Science, Vol. 3, No. 4, December 2002: 275-283

Fussnoten

- ¹ Bei diesen Konzepten geht es in der Regel um die Fähigkeit, dem Gruppendruck (in Hinblick auf den Konsum von Suchtmitteln) zu widerstehen resp. um die individuelle Erwartung, dass man sich mit seiner ablehnenden Haltung durchsetzen kann. Interessanterweise wird bei gewissen Präventionsmassnahmen der Gruppendruck selbst dazu genutzt, das unerwünschte Verhalten zu verhindern resp. zu verzögern. Vgl. dazu etwa die in vielen Ländern durchgeführte «Smokefree Class Competition» (Savolainen, 1998), ein Programm, bei

- dem Klassen Preise gewinnen können, die über einen bestimmten Zeitraum vollständig (und kontrolliert) rauchfrei bleiben, wobei die Rauchenden (resp. die Gefährdeten) zwangsläufig einem gewissen Gruppendruck ausgesetzt sind. In diesem Sinn wäre zu vermuten, dass die Wirkung eines Präventionsprogramms (welches die Widerstandsfähigkeit gegen Gruppendruck verbessert) die Wirkung eines anderen schmälern kann.
- ² Es scheint offensichtlich, dass Geselligkeit bei adolescenten Jugendlichen zwar in einem (erst noch relativ starken) Zusammenhang steht, aber in manch anderer Hinsicht ein durchaus wünschenswerter Charakterzug sein kann.
- ³ Es ist zu erwarten, dass diese Erwartungen nicht mit den wirklichen Einstellungen der Peers übereinstimmen müssen. So zeigt eine Studie von Atkin/Atkin (1986), dass die Eltern von 1700 befragten Studierenden einer High School in Michigan dem Alkoholkonsum ihrer Kinder gegenüber rund doppelt so kritisch eingestellt waren, wie die Heranwachsenden dies vermuteten. Damit kann es ein wichtiger Aspekt der Präventionsarbeit mit Jugendlichen sein, die Erwartungen resp. die Erwartungserwartungen (das was die andern erwarten, dass ich erwarte) in Bezug auf Suchtmittelkonsum zu thematisieren.
- ⁴ Das Beispiel der «Ablehnungsfähigkeit» zeigt, dass Risiko- und Schutzfaktoren in der Regel zwei Seiten einer Unterscheidung darstellen: Eine hohe Ablehnungsfähigkeit ist ein Schutzfaktor, eine tiefe ein Risikofaktor. Vgl. dazu auch Hafen 2005a (Kap. 6.5.1).
- ⁵ Der Begriff «Peer-Group» stammt aus der US-amerikanischen Jugendsoziologie und meint ganz allgemein «Gleichaltrigengruppe» (vgl. z. B. Merton, 1957). Wir verwenden hier den englisch-sprachigen Begriff, weil er in der professionellen Praxis gebräuchlicher ist.

- ⁶ Ich orientiere mich in den Abschnitt zur Gruppe an Fuhse (2001). Vgl. im weiteren auch Kap. 3.2.4.2 in Hafen (2005a).
- ⁷ Fuhse (a.a.o., 15f.) bezieht sich auf eine Unterscheidung von Prentice/Miller/Lightdale, 1994: Asymmetries in Attachments to Groups and to Their Members: Distinguishing Between Common-Identity and Common-Bond Groups. In: Personality and Social Psychology Bulletin 20, No. 5: 484-493.
- ⁸ Outgroups sind negative Referenzgruppen, die zur Verstärkung der eigenen Identität von Bedeutung sind. Vgl. dazu Fuhse (a.a.o.: 12ff.).
- ⁹ Folgt man den Wiederholungsbefragungen der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zur «Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland» (Bzga, 2004, 16), dann sieht man, dass der Zigarettenkonsum bei Jugendlichen in Deutschland zwischen 1993 und 1997 deutlich zunahm, bis ins Jahr 2001 stagnierte und seither wieder am Sinken ist.
- ¹⁰ Man sieht an diesem Beispiel, dass die «Prävention» mit Peer-Groups hier in erster Linie (früh-)behandelnden Charakter hat. Wie bei jeder behandelnden Tätigkeit lassen sich auch hier die präventiven Aspekte in den Vordergrund rücken – etwa wenn mit den Massnahmen verhindert werden soll, dass die Jugendlichen immer mehr rauchen oder sich das Rauschtrinken bei ihnen zu einer Alkoholabhängigkeit entwickelt.
- ¹¹ Gemeint ist nach Simons-Morton (a.a.o.: 278) das, was Eltern über Freunde, Freizeitaktivitäten, Gesundheitsgewohnheiten oder über das Schulleben ihrer Kinder wissen.
- ¹² Sanders et al., 2002.
- ¹³ Zudem gibt es in Australien Varianten für Eltern mit übergewichtigen Kindern und Eltern aus der Volksgruppe der Aborigines. Vgl. dazu Sanders et al. (2002: 187).

Inserat



basis
Basler Institut für Sozialforschung
und Sozialplanung

Weiterbildungsangebote für Berufstätige in pflegenden und sozialen Berufen

Nachdiplomkurs

Professionelle Kommunikation mit psychisch Kranken und ihrem Umfeld

Psychiatrische und psychotherapeutische Basiskenntnisse – sozialpsychiatrische Zusammenarbeit – Methodisches Vorgehen im beruflichen Alltag

Leitung Manuel Rupp, Dr. med.,
Facharzt für Psychiatrie

Dauer 25 Tage
Beginn Januar 2006

Info-Abend:
27. Oktober 2005, 18.45 Uhr,
HPSA-BB, Dornacherstrasse 210, Basel

Fachseminare

Psychiatrische Rehabilitation (neu)

Erfolgreiche Prinzipien und Interventionen in der Förderung psychisch behinderter Menschen

Daten 14. und 15. November 2005,
1. und 2. Februar 2006

Rehabilitationsangebote für psychisch kranke Menschen in BS/BL (neu)

Einführung und Überblick für Fachleute, die mit psychisch kranken Menschen arbeiten

Datum 21. November 2005

Motivational Interviewing

Motivierende Gesprächsführung bei Menschen mit Suchtproblemen

Datum 8. und 9. Februar 2006

Umgang mit Aggression und Gewalt

Fachwissen und konkrete Interventionen für die Arbeit mit «schwierigen» KlientInnen

Daten 17. und 18. Mai 2006

Weitere Informationen bei:

HPSA-BB, Departement Soziale Arbeit, WDF/basis,
Thiersteinallee 57, 4053 Basel
Tel. 061 337 27 24, Fax. 061 337 27 95,
basis@hpsabb.ch, www.hpsabb.ch